

Ein *Doppelblick* zurück

Ein Tag, der Geschichte schrieb: Am 18. Dezember vor 125 Jahren wurden **Tschaikowskys** „Nussknacker“ und **Bruckners** achte Sinfonie uraufgeführt.

Von Gerald Felber

Näher kamen sie sich persönlich nie: Im August 1876, bei den ersten Bayreuther Festspielen mit den kompletten „Ring“-Aufführungen unter Hans Richter könnten sich Anton Bruckner und Peter Tschaikowsky begegnet sein. Überliefert ist solch ein Treffen nicht, und ob sie sich viel zu sagen gehabt hätten, ist fraglich – obwohl Tschaikowsky, ein Sprachtalent, fließend Deutsch sprach. Doch kulturell und ästhetisch

lebten der fast 52-jährige Österreicher und der 36-jährige Russe – damals beide auf dem Weg zum Zenit ihres Schaffens – in verschiedenen Welten.

Tschaikowsky, als Musik-Korrespondent vor Ort, konnte sich für Wagners 16-Stunden-Opus kaum erwärmen und ätzte, dass im Premierenpublikum die „Koteletts, Bratkartoffeln und Omeletts“ der fränkischen Gaststuben „weitaus eifriger diskutiert“ würden als die Musik. Bruckner hingegen zählte zur Schar der absolut glaubensfesten, zu fast religiöser Verzückung neigenden Wagner-Jünger der ersten Stunde. Schon drei Jahre zuvor war er beim „Meister“ in Bayreuth aufgetaucht, um ihm seine dritte Sinfonie zu widmen.

Richard samt Cosima, Klein-Siegfried und den Hunden hatten damals noch nicht einmal ihr Domizil in der Villa Wahnfried bezogen; das Festspielhaus war äußerlich einigermaßen fertig, aber noch längst nicht in Betrieb. Umso berauschender muss für Bruckner der zweite Bayreuth-Besuch 1876 mit seinem Festprunk gewesen sein, und gegen Koteletts, Bratkartoffeln und Omeletts hatte er, im Kulinarischen ein rustikaler Elementar-Genießer, sicherlich auch nichts. Am Ende blieb Wagner, ungeachtet der doch überwiegend geneigten Hörer, auf einem mächtigen Defizit sitzen, Akteure und Gästeschar verstreuten sich wieder in alle Welt, und auch Bruckner und Tschaikowsky gingen ihrer weiterhin sehr verschiedenen Wege.

Über weitere Näherungen der beiden ist nichts bekannt. Erwiesen ist allerdings, dass der weltläufige und als Musikkritiker zur breiten Kenntnisnahme quasi verpflichtete Russe einiges aus Bruckners Schaffen kannte. In einem Interview von 1892 zählt er ihn unter die wichtigeren deutschsprachigen Komponisten der Gegenwart, und angeblich hat

Foto: Archiv



Peter Iljitsch
Tschaikowsky im
Jahr 1893. Porträt
von Nikolai
Kusnezow
(Tretjakow-Galerie,
Moskau)

er in seinem letzten Lebensjahrzehnt einige Sinfonien des Österreichers anhand der vierhändigen Klavierauszüge studiert. Bruckner wiederum, seit 1868 in Wien ansässig, könnte bei den dortigen Philharmonikern zumindest die Uraufführung von Tschaikowskys Violinkonzert 1881 oder eine spätere Reprise gehört haben.

Und hier verknoten sich plötzlich doch die Stränge und geraten in eine Art Resonanz oder Fern-Korrespondenz: Denn der Mann, der am Abend, als Adolph Brodsky das Tschaikowsky-Konzert aus der Taufe hob, am Pult stand, war kein anderer als Hans Richter, jener erste „Ring“-Chef Bayreuths. Und wieder elf Jahre später – am 18. Dezember 1892 – leitete Richter die Uraufführung von Anton Bruckners kolossaler achter Sinfonie. Es wurde ein Triumph für den Komponisten und auch eine Art endgültige Versöhnung zwischen ihm und dem Orchester, das dem gehemmten und wenig eloquenten Mann bei früheren Zusammenarbeiten das Leben durch schnurzige Ignoranz rechtschaffen schwer gemacht hatte. Jetzt gab es Zwischenbeifall nach jedem Satz und am Ende drei riesige Lorbeerkränze, deren logistische „Bewältigung“ für den

Tröstlich für Tschaikowsky war, dass die ebenfalls uraufgeführte Oper „Jolanthe“ bessere Resonanz fand – was ihn in der Meinung bestärkt haben dürfte, die sich seit der „Schwanensee“-Uraufführungspleite 1877 bei ihm festgesetzt hatte: dass er eigentlich nicht fürs Ballett geschaffen sei. Trotzdem wird da einige Traurigkeit geblieben sein, weil dieses Stück, das anders als die Bruckner-Sinfonie ausdrücklich auf die Weihnachtszeit zielt, wohl auch der Erinnerung an die Kinderjahre und die Familienfeste mit seiner geliebten und ein Jahr vorher gestorbenen jüngeren Schwester Alexandra galt. Für den erotisch an Frauen uninteressierten und kinderlosen Tschaikowsky war sie eines der wenigen entspannt-glückhaften weiblichen Gegenüber seines Lebens.

Dass er selbst ihr schon bald nachfolgen sollte, womit der „Nussknacker“ sein letztes Ballett und „Jolanthe“ seine letzte Oper blieben, war an jenem Adventsabend 1892 sicherlich noch nicht abzusehen – anders als bei Bruckner, der zwar schließlich noch knapp vier Jahre vor sich hatte, aber schon seine neunte Sinfonie nicht mehr vollenden konnte, obwohl sie zur Zeit der Uraufführung der Achten bereits in einigen Teilen vorlag.

Es war ein letztes Durchatmen des romantischen Jahrhunderts, ehe die Moderne neue Fragen stellte

schon recht gebrechlichen Komponisten an diesem Abend glücklicherweise das einzige Problem blieb.

Weniger zu feiern gab es 1.600 Kilometer Luftlinie nordöstlich, wo im Petersburger Mariinski-Theater Peter Tschaikowsky einen „halben“ Durchfall seines „Nussknacker“-Balletts erlebte – am selben Abend, wenn auch nicht zum gleichen Datum: Der mitteleuropäische 18. Dezember war nach dem in Russland noch gültigen julianischen Kalender erst der 5. Dezember. Allerdings hatte wohl weniger Tschaikowskys Musik die kühle Aufnahme verschuldet als ein zeitweiliges choreografisches Durcheinander wegen der vielen Kindertänzer, die in dem Mädchentraum-Weihnachtsmärchen mitwirkten.

In der Tat tragen Ballett wie Sinfonie einen Rückblicks- und Überschau-Charakter, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise: beim Österreicher als grandiose und trotz katastrophischer Einbrüche letztlich apothetische Kosmologie, beim Russen als tiefe Sehnsucht in die zart-romantischen, innigen Kinderträume eines Lebens „vor dem Sündenfall“, wo das Böse letztlich keine Chance hat. Auch Tschaikowskys Stoffwahl greift in die Vergangenheit zurück: auf ein Märchen aus E.T.A. Hoffmanns „Serapionsbrüdern“.

Überhaupt ist 1892, musikgeschichtlich gesehen, ein Jahr der Zusammenfassungen und Rückblicke. Während die Protagonisten der klassischen Moderne – Bartók oder Janáček, Schönberg und

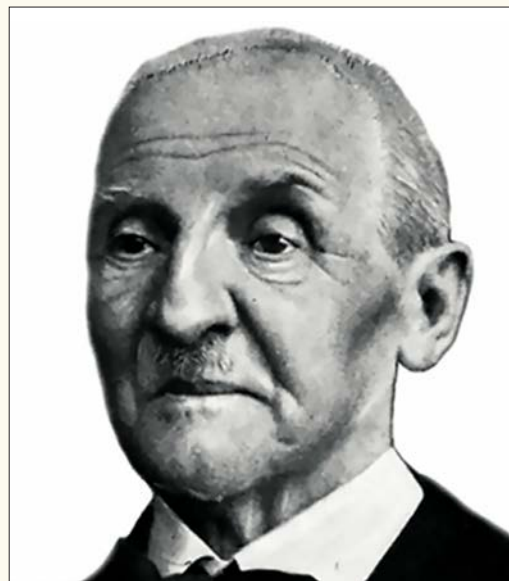


Foto: Archiv

Anton Bruckner auf einer Postkarte, die nach seinem Tod verkauft wurde

Debussy – noch in ihren künstlerischen Anfängen oder gar Kinderschuhen stecken, der noch ziemlich unbekannte Mahler gerade einmal seine erste Sinfonie vollendet hat und Richard Strauss, auch noch kein Weltname, sich von seinen Sinfonischen Dichtungen behutsam auf die Opernbühne vortastet, beginnt Brahms seine letzten, tief introvertierten und oft resignativen Klavierzyklen. Dvořák tritt in New York an und schafft mit seinen amerikanischen Werken letzte spätromantische Höhepunkte. In Italien aber ist der knapp 80-jährige Verdi fast mit dem „Falstaff“ fertig, einer heiter-skeptischen Infragestellung des ganzen Belcanto-Musiktheaters; wie es weitergehen könnte, zeigt der im Mai des Jahres uraufgeführte „Bajazzo“ Leoncavallos. Was in Wien und St. Petersburg passiert, steht deswegen gerade in seiner Verschiedenheit in einem großen Zusammenhang: dem letzten Durchatmen des „romantischen“ Jahrhunderts, ehe die Moderne neue Fragen stellt und andere Antworten gibt. ■